

„Hoffnung für die Erde leben“  
Dresden, 14. September 2024

## Wie weit fassen wir das „wir“?

Liebe Friedensfreundinnen und Freunde,  
das gibt mir Hoffnung! Mit Ihnen und mit Euch heute hier zusammen zu sein.  
In ökumenischer Geschwisterschaft.

Denn wir, die Ökumene, sind ja nichts anderes als eine großartige Friedensbewegung!

Und ich bringe Grüße vom Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, Pastor Jerry Pillay. So, wie wir heute hier zusammen sind, sind wir auch verbunden mit unseren ökumenischen Geschwistern weltweit. Wir stehen ja nicht allein in diesem *einen* ökumenischen konziliaren Prozess für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung.

Seit mehr als vierzig Jahren verbindet uns nicht nur das eine Bekenntnis zu Jesus Christus, sondern wir haben auch gemeinsam gelernt, dass dieses Bekenntnis eine ethische Verantwortung in sich trägt: Dass Frieden und Gerechtigkeit sich gegenseitig bedingen, sich idealerweise „küssen“ sollen (Ps 85). Und dass dieser Friede und diese Gerechtigkeit, dieser *shalom*, sich niemals auf die menschlichen Beziehungen reduzieren lässt, sondern auf die Heilung des gesamten Lebensgeflechtes unserer Mitwelt zielt. Und wir sind ein Teil davon!

An verschiedenen Stationen dieses konziliaren Prozesses haben wir gemeinsam neue Wege eingeschlagen, um uns zu fokussieren – wie während der „Dekade zur Überwindung von Gewalt“ (2001-2020), oder um uns auch spirituell weiten zu lassen – wie während des „Pilgerweges der Gerechtigkeit und des Friedens“ (2013-2023). Und dieser Pilgerweg geht weiter... heute, hier in Dresden.

Mir gibt das Hoffnung, seit vielen Jahren. Weil wir nicht nachlassen in unserem selbstkritischen Fragen nach *unserer* Verantwortung – als Bekennende dieses Gottes der Gerechtigkeit und des Friedens. Weil wir weiter pilgern auf dem Weg dieses gerechten Friedens, erwartend, dass auch wir Pilgernde glaubwürdige Zeugen werden können, wenn wir *gemeinsam* gehen, „behutsam mitgehen mit unserem Gott“ (Mi 6:8).

Bevor wir uns hier nun auf die konkreten Fragen von Frieden und Sicherheit konzentrieren, lade ich Sie/Euch ein, eine Minute lang all jenen zu gedenken, die jetzt durch kriegerisches Handeln getötet werden, durch Ver-Gewaltigungen traumatisiert zurückbleiben, die Opfer beklagen und

ihr Leben lang verwaist, kinderlos, enkellos, alleinstehend zurückbleiben werden – weil jemand anderes meinte, sich das Recht nehmen zu können, dieses Leben zu zerstören.

Und ich lade Sie/Euch ein, in dieses Gedenken ALLE Opfer von Krieg und Gewalt mit einzubeziehen... auch jene, die *wir* gewöhnlich als „Feinde“, „Täter“, „Terroristen“ oder sonst wie bezeichnen. Wir können es uns nicht leisten, „über“ Sicherheit zu diskutieren, ohne all dieses zerstörte und geschundene Leben zuerst zu uns sprechen zu lassen...

Vielen Dank!

Es komme hier niemand auf die infame Idee, dass – wenn wir ALLER Opfer gedenken – dies einer Relativierung des Bösen gleichkäme. Das Gegenteil ist der Fall! Gerade wenn wir das Böse in all seiner Hinterlistigkeit und Boßhaftigkeit realistisch einschätzen, dann können wir nicht anders als zu erkennen: Krieg ist immer eine sündhafte Verstrickung, an der – am Ende – alle Beteiligten ersticken, samt der leidenden Natur. Die Relativierung des Bösen entsteht gerade dann, wenn behauptet wird, dass es doch sehr wohl davon abhinge, mit welcher Motivation, mit welcher Absicht man sich an dem Töten beteiligt. Aus der Perspektive der Geschundenen und traumatisiert Hinterbliebenen ist es letztlich nicht entscheidend, aus welchem Grund ihnen Gewalt angetan wurde. – In Kolumbien haben alle, Militärs, Paramilitärs, Guerrilla-Kämpfer schreckliches Leid angerichtet – und jede/r meinte, legitime Gründe dafür ins Feld führen zu können. Schutz, Sicherheit, Gerechtigkeit, Recht, usw. Manche haben jetzt öffentlich bereut. Manche haben sich schuldig bekannt. Das hilft. Aber es bringt die Toten nicht zurück.

Warum hat uns niemand beschützt? – Das ist oft die an-klagende Frage, die bleibt. Und letztlich uns alle erreicht.

Und deshalb ist die Frage nach „Sicherheit“ auch so zentral – ich spreche allerdings lieber von Schutz für die Schutzbedürftigen. „Sicherheits“-konferenzen werden abgehalten, „Sicherheits“-pakete werden geschnürt, „Sicherheits“-politik wird propagiert – und meint doch eigentlich nichts anderes als „Kriegstüchtigkeit“, Waffenlieferung, Abschiebungen und Sicherung der eigenen (oft wirtschaftlichen) Interessen. „Sicherheit“ – *für wen*, frage ich also?

Wie finde ich Schutz vor Gewalt und Bedrohung? – fragen die Schwachen, legitimer Weise.  
Wie kann ich für Sicherheit für mich selbst und meine Nächsten sorgen? – fragen die, die offensichtlich die Macht dazu haben.

Was / wie fragen wir? Christ:innen? In Deutschland? Wer sind „wir“?

Wir haben inzwischen begriffen, dass in allen ethischen und politischen Diskursen immer auch die Perspektive berücksichtigt werden muss. Wer spricht? Wer sagt etwas, in welcher (Macht-)Position, und zu wem? Wer wird gehört, und wichtiger noch: wer wird *nicht* gehört? Welche Stimmen bestimmen den Diskurs, legen fest, was „rational“, „realistisch“ oder gar „legal“ bzw. „legitim“ ist? Und welchem Zweck dienen diese Aussagen jeweils?

Es geht hier noch nicht um falsch oder richtig, denn es ist ja nicht nur legitim, sondern auch erstrebenswert, wenn der Schutz der Nächsten tatsächlich im Vordergrund steht. Aber geht es tatsächlich darum, wenn Krieg geführt wird? Wenn ein Krieg andauert? Sicherheit – für wen? Für die Schwächsten? Für die Nächsten? Wer ist mein Nächster?

Als Christ:innen fragen wir: Wer ist eigentlich NICHT mein:e Nächste:r?

Ich will diese Frage kurz anhand eines aktuellen Beispiels diskutieren:

Die Nachricht von dem schrecklichen Attentat in Solingen steckt uns allen noch in den Knochen – und die andauernde öffentliche Debatte kreist um die Frage der Sicherheit. Wie können „wir“ „uns“ davor schützen? Was muss kluge Politik jetzt tun? Waffenverbote bei großen Festen sind sicherlich eine gute Idee ... und schon dreht sich das Rad schneller und schneller – gerade auch vor dem Hintergrund von Wahlen, bei denen die Polarisierer und Sündenbock-treiber Oberwasser zu gewinnen scheinen. Grenzen zu, Straftäter abschieben, Flüchtlingen das Leben schwer machen – am besten gar nicht erst reinlassen – und wenn sie mal da sind, dann nicht auch noch versorgen... Alles im Namen für „mehr Sicherheit“. – Sicherheit „für uns“!

Aber wer definiert dieses „uns“? Sind die Menschen, die zu uns geflohen sind nicht Teil dieses „wir“, das sich nach Sicherheit sehnt? Wer ist hier schutzbedürftig?

Warum fragt in dieser aufgeregten Debatte eigentlich niemand, wie es so weit kommen konnte, dass ein 26 Jahre junger Mann, der den weiten Weg aus dem andauernden Krieg in Syrien zu uns geflohen ist, es dann endlich bis hierher – in die vermeintliche Sicherheit – geschafft hat, dann ein Messer in die Hand nimmt und wahllos auf andere einsticht? Warum diskutieren wir nicht wenigstens die Frage, was wir hätten tun können, für ihn, was wir versäumt haben, um mit

diesem – womöglich stark traumatisierten jungen Mann – eine Perspektive zu entwickeln? Er sollte abgeschoben werden... Er ist radikalisiert worden... Er ist dem Bösen verfallen... Da drängt sich doch die Frage auf, ob wir „mehr Sicherheit“ für uns alle gemeinsam erreichen könnten, wenn er Teil dieses „wir“ hätte werden können, als „Nächster“. Vielleicht, wenn wir noch mehr Zeit, Energie, Kreativität in die Aufnahme von Geflüchteten investieren würden? – Das würde allerdings voraussetzen, dass wir auch die Sicherheit dieses jungen Mannes mit in den Blick nehmen... dass wir ihn als Teil des „Sicherheit für uns und unsere Nächsten“ begreifen.

Ich betone nochmals: Ich relativiere hier weder das Böse, das dieser getan hat, noch verharmlose ich das Leid, das er anderen zugefügt hat. Es ist schrecklich. Und das verunsichert, auch mich! Ist er noch ein „Nächster“ – oder ist er doch schon ein „Feind“ dieser Gesellschaft? Aber ich frage dann auch: Sollten wir – zum Schutz von uns allen – womöglich immer auch die Sicherheit selbst unserer vermeintlichen Feinde suchen? Sollte gar mehr Sicherheit entstehen, für uns, für unsere Nächsten, wenn wir das Gebot der Feindesliebe ernst nehmen würden? Sollte dies letztlich die tiefere Weisheit jenes so radikal und so schwer zu befolgenden Gebotes sein: Zumindest die Möglichkeit zu denken, dass Sicherheit für den Täter auch zu mehr Sicherheit für alle führen *könnte*?

Übertragen wir das auf die Kriegs-Kontexte, an denen „wir“/unsere Regierung beteiligt sind (wer ist dieses „wir“?). In der Ukraine, in Israel/Palästina... wo sind „wir“ noch beteiligt? (Und in welcher Form? Ist uns das bewusst?)

Da wird überall nach mehr Sicherheit geschrien – für die einen, die zu Nächsten erklärt werden – auf Kosten der „anderen“, die zu Feinden deklariert werden. Und wenn es ganz schlimm wird – und das wird es im Krieg immer – dann am besten schon mal vorbeugend „Sicherheit“ *gegen* all die „anderen“ aufbauen. Je größer unser Bedrohungspotential (und das bei Gelegenheit auch gern mal demonstrieren) umso sicherer sind „wir“? – Diese Logik bleibt bei einem sehr schlichten Weltbild von „gut“ und „böse“, „wir“ und „die“, träumt von Sicherheit für die eigenen Nächsten (zumindest auf Zeit) und opfert dafür die „anderen“. „Rechtserhaltend“, solange es in dieses konstruierte Weltbild passt. – Frieden wird so nicht! Und Sicherheit auch nicht.

Das Gebot der Feindesliebe legt eben diesen Trugschluss offen. Im Grunde wirft es die Frage nach dem „wir“ radikal auf. Wer ist das? „Wir“, die Deutschen? „wir“, die Ausländer? „wir“,

die Migranten? – mit meiner eigenen Biographie gehöre ich zu all diesen drei „wirs“? Was soll das? Was macht das mit uns? „die Russen“, „die Ukrainer“ ... wer ist das? Wer bestimmt das? Die Bergpredigt definiert „wir“ anders, umfassender, weiter. Hier ist das „wir“ nicht durch meine Reisepass definiert, nicht durch meine Hautfarbe, mein Geschlecht oder meine sexuelle Orientierung. Das „wir“ ist auch nicht auf Kirchenmitgliedschaft beschränkt. Gerade in der weltweiten ökumenischen Bewegung erfahren wir uns ja als Teil des einen *oikos* Gottes. Und das feiern wir immer und immer wieder. Es befreit, es weitet, es macht Platz – für die anderen. – Auch die „ganz anderen“. – Auch die vermeintlichen Feinde?

„Do you believe, that Christ’s love was meant for me, too?“ fragte Prof. Azza Karam, muslimische Gelehrte, in ihrem Grußwort während der ÖRK-Vollversammlung in Karlsruhe vor zwei Jahren. Was glauben wir denn, wie weit die Liebe Christi reicht? Bis zu unseren Kirchengrenzen? Bis zu unseren Landesgrenzen? Bis zu unseren militärischen Bündnis-Grenzen?

Was, wenn die Liebe Christi das „wir“ definiert? So weit, so umfassend, so groß.

Wenn *dieses* „wir“ nach Sicherheit, nach Schutz, nach Verantwortung fragt, dann meint es alle Nächsten, auch die Entferntesten, die Mitwelt auch, und ja, selbst die Feinde!

Wer wollte ernsthaft behaupten, dass Christi Liebe *nicht* so weit reicht? – Das wäre eine christologische Häresie!

Wichtig ist freilich auch, dass diese Liebe das gegenseitige Feind-Sein nicht naiv aufhebt. In Solingen ist der Täter klar identifizierbar. Wenn Menschen in der Ukraine bombardiert werden, dann sind die Täter einigermaßen klar zu benennen – Befehlshaber, Ausführende, Mitläufer... wenn junge Burschen in der russischen Armee von unseren Waffen getötet werden, dann sind da auch Täter zu benennen... Und ebenso in Gaza und der Westbank, und ebenso die Opfer vom 7. Oktober 2023. Täter sind „Feinde“ eines großartigen, umfassenden „wir“ – und das doch durch die Liebe Christi noch zusammenfügt bleibt.

Wenn wir also danach fragen, wie der größtmögliche Schutz nachhaltig für uns *alle* organisiert werden kann, dann müssen wir – Menschen des Glaubens – zunächst eine Antwort suchen auf die Herausforderung: Wie werden wir zu jenem „wir“, das durch die Liebe Christi nicht nur möglich, sondern bereits Realität ist?

Wahre Sicherheit wächst womöglich erst dann, wenn wir „dem anderen“ Schutz anbieten – wenn wir uns gegenseitig schützen. Die Stärkeren sollen die Schwächeren schützen, ja. Niemand soll schutzlos der Gewalt ausgeliefert sein.

*Komm, Du Geflohener, wir wollen Dich schützen, damit wir gemeinsam in Sicherheit leben können.*

*Komm, Du „Feind“ des großen „wir“ und lass uns Dir zeigen, wie weit die Liebe Christi reicht. Damit uns die Angst voreinander nicht weiter auseinander treibt. Damit wir die Lüge entlarven, Sicherheit könnte gegeneinander aufgebaut werden.*

So weitet sich das „wir“. *Wir* werden füreinander eintreten, und *wir* werden die *oikoumene* so weit fassen, wie Christus sie geliebt hat.

Lasst es uns doch wenigstens versuchen. Ich bin überzeugt, dass dann eine Chance besteht für jenen gerechte Frieden – der niemals durch Waffen gebaut werden kann.

Und nur der gerechte Frieden kann letztlich den Schutz bieten, den wir alle brauchen.

Krieg bringt uns alle in Gefahr.

Und unserer Freundin Azza Karam rufe ich aus Dresden zu:

„Ja, ich glaube, dass die Liebe Christi auch Dir gilt – allen.“ Imagine.

*Fernando Enns*

*(Fernando Enns ist Professor für (Friedens-)Theologie und Ethik an der Theologischen Fakultät der Vrije Universiteit Amsterdam und Inhaber der Stiftungsdozentur der Arbeitsstelle „Theologie der Friedenskirchen“ am Fachbereich Evangelische Theologie der Universität Hamburg, Mitglied im Zentrallausschuss des Ökumenischen Rates der Kirchen und stellv. Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Mennonitischer Gemeinden in Deutschland.)*